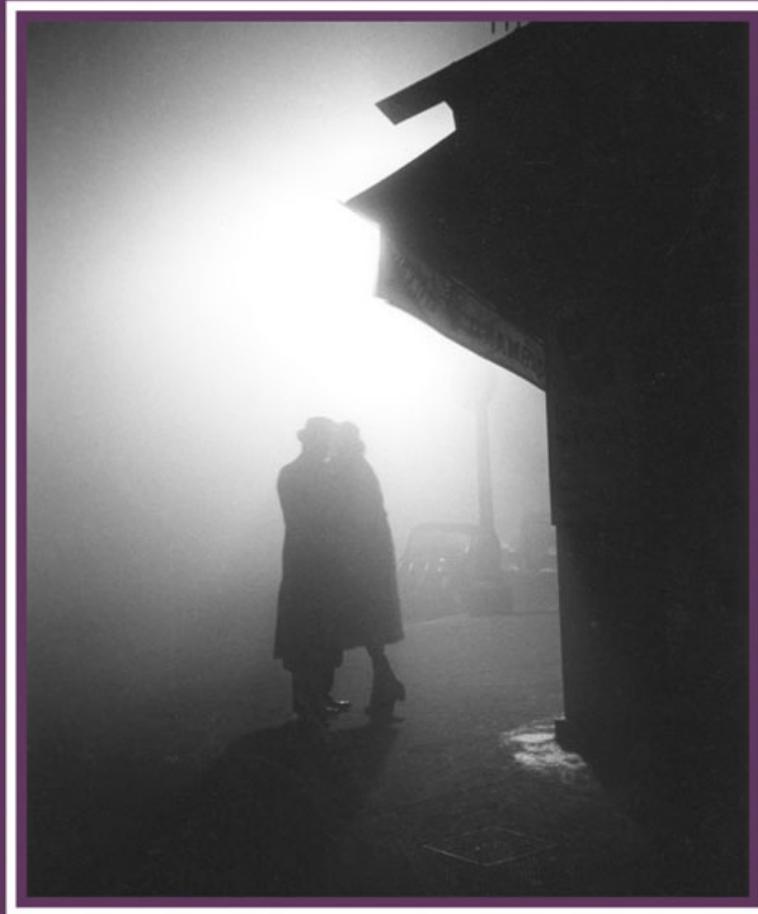


SIMENON



Die Verbrechen meiner Freunde

Mit einem Nachwort von
Daniel Kampa

ROMAN ■ HOFFMANN UND CAMPE



nicht genau auf welchem Gebiet. Vielleicht in der Politik? Oder in der Literatur?

Ich verfiel in einen bleiernen Schlaf. Am nächsten Morgen betrachtete mich meine Mutter argwöhnisch und fand es angebracht, an die Geschichte des Dolchs zu erinnern.

»In deinem Alter hätte dein Vater sich nicht erlaubt, um drei Uhr morgens nach Hause zu kommen ...«

Doch ich sollte von nun an noch viel später heimkehren, um vier, um fünf Uhr oder überhaupt nicht, nur weil ich durch Deblauwe den Fakir kennengelernt hatte, die Malerbande, den kleinen K., und weil ...

Und weil das alles wieder einmal mit Todesfällen enden sollte, mit Leuten im Gefängnis oder im Zuchthaus ...

Die Zeit des Krieges und der Mädchen unter den Gaslaternen oder in den nassen Hauseingängen war vorbei, desgleichen die Zeit des Patriotismus mit den Wallfahrten nach Loncin und den Besuchen ausländischer Diplomaten in der staatlichen Waffenfabrik. Eine neue Epoche begann, eine künstlerische, mystische, wilde und berauschte, und diese forderte das erste Todesopfer.

Danse begeisterte sich damals gerade für die Geheimen Wissenschaften, und da er schwerlich behaupten konnte, ein Fakir zu sein, legte er sich eben den Titel eines Magiers zu.

Was auch wieder ein blutiges Ende nehmen sollte.

3

»Oh, welche Wollust, eine Jungfrau mit eitrigem Nabel zu umfassen!«, rief der zwanzigjährige Maler mit dem finsternen Blick.

Doch ich will lieber der Reihe nach erzählen, wie sich die Dinge jener neuen Welt abspielten, in die Deblauwe mich eines Abends im Roten Esel eingeführt hatte, wo der Fakir sich mit angewidelter Miene seinen Lebensunterhalt verdiente.

Sie waren mehrere – vielmehr, wir waren mehrere, denn ich gehörte eine Weile dazu –, die mehr oder weniger die Kunstakademie besuchten und die romantische Künstlertracht mit schwarzem Sombrero und Halsbinde trugen.

Sie kamen aus allen Vierteln der Stadt und allen Gesellschaftsschichten. Einer war der Sohn eines reichen Lackfabrikanten, während zum Beispiel der kleine K. einen armen verwitweten und ständig betrunkenen Handlanger zum Vater hatte. Kaufmannsöhne waren darunter und auch der Sprössling eines Universitätsprofessors. Die Jüngsten waren achtzehn, die Ältesten drei-, vierundzwanzig.

Stammte ihre Mystik, die ich mir gleichzeitig mit der Halsbinde zulegte, aus dem Krieg oder eher von den »poètes maudits«, den »verdammten Poeten«, deren Gedichte sie im Roten Esel hörten? War sie der Lektüre eines falsch verstandenen oder schlecht verdauten Buchs entsprungen?

Ich weiß es nicht. Es ist eine Frage, die ich mir erst heute stelle, denn auf dem Gymnasium war ich noch Mitglied einer Fußballmannschaft, und als Reporter fuhr ich am liebsten mit dem Motorrad über Land. Gewiss, ich las eine Menge, aber meine Lieblingsautoren waren Balzac, Dickens und Dumas, die man weiß Gott nicht als morbide bezeichnen kann. Ich bin sicher, wenn es damals Banden junger Männer und Mädchen gegeben hätte, die jeden Samstag mit Skis, Faltbooten und anderen Sportgeräten in die freie Natur geeilt wären, ich hätte mich ihnen begeistert angeschlossen.

Aber es gab sie nicht. In Lüttich gab es jede Woche vier Gemäldeausstellungen, die von der ganzen Stadt besucht wurden, und die

Zeitungen, die damals noch keinen dreiseitigen Sportteil hatten, berichteten lang und breit über die Werke zwanzigjähriger Farbenkleckser und die Broschüren junger Versemacher.

Die Helden des Tages waren also meine neuen Freunde, die sich mit der Gewissheit, von allen angestaunt zu werden, auf dem Carré zeigen konnten.

So wie ich im Roten Esel die Strophen der *Moines de Saint-Bernardin* auswendig lernen musste und wie ich nach dem Waffenstillstand die *Madeion* entdeckt hatte, musste ich hier Balzac und Dumas verleugnen und mich in unendliche Diskussionen über das Unendliche und das Unbestimmte, über das Objektive und das Subjektive einlassen, über die Überlegenheit Rembrandts oder Leonardo da Vincis, Baudelaires oder Verlaines, Platos oder des Pyrrhon von Elis ...

Gibt es heute noch irgendwo junge Leute, die wie wir damals wie besessen von einer Ekstase zur nächsten zu gelangen suchen, ganz gleich, ob körperlich, sinnlich oder geistig, mit allen nur erdenklichen Mitteln, nach sorgfältig kodifizierten Ritualen, wie bei sexuell Abartigen?

Zu Beginn war es noch rein zufällig, improvisiert. Man versammelte sich auf gut Glück, mal bei dem einen, mal bei dem anderen, meist bei einem Maler, der sein Atelier auf dem Dachboden seiner Eltern hatte. Jeder brachte eine Flasche mit, ein kürzlich entdecktes Gedicht oder ein irgendwo aufgelesenes philosophisches Zitat.

Doch so konnte es nicht lange weitergehen. Der Unglückliche, bei dem es geschah, wurde am nächsten Tag von seiner empörten Familie ins Gebet genommen, die die ganze Nacht nicht hatte schlafen können, ganz abgesehen von dem Erbrochenen überall auf der Treppe und dem Abort, den zerschlagenen Gegenständen, dem aus der Wand gerissenen Telefon sowie mehreren Schnapsleichen auf dem Treppenabsatz ...

Übrigens wurden wir, was die Ekstase betraf, immer anspruchsvoller; wir brauchten ein ganzes Zubehör, und so gründeten wir eines schönen Tages die »Caque«, das »Heringsfass«.

Hinter der Kirche von Saint-Pholien, in einem verfallenen Haus am Ende eines von kleinen Handwerkern bevölkerten Hofes, befand sich ein Kabuff, das einmal einem Tischler als Werkstatt gedient hatte und das wir für dreißig oder vierzig Franc im Monat mieteten. Die mittelalterliche Atmosphäre entsprach ganz unserem Geschmack, und der Zugang war so

unheimlich, dass sich niemand von uns allein hineingetraut hätte.

Und doch war der erste Einrichtungsgegenstand, den wir anschleppten, ein fast vollständiges Skelett. Einer fand bei sich zu Hause zwei alte Matratzen, ein anderer ein Stück Stoff. Ich steuerte eine Hängelampe bei, die ich auf dem Dachboden meiner Mutter entdeckt hatte und deren Verschwinden sie sich nie erklären konnte.

Was gab es sonst noch? Alles und nichts. Geheimnisvolle Inschriften aus dem *Grand Albert*, erotische Aktzeichnungen an den Wänden, angeschlagene Tassen, ungewaschene Gläser und schließlich immer mehr leere Flaschen.

Nach dem Abendessen ging jeder von zu Hause los, und bald hockten wir im »Fass«, kramten in unseren Taschen, um etwas zum Trinken zu kaufen, ganz gleich was, irgendeinen Fusel, der für möglichst wenig Geld am schnellsten betrunken machte.

Meine Lampe erwies sich als viel zu hell, und man zog ihr eine Kerze vor, deren Flamme man dazu noch mit rotem Papier abschirmte, sodass man fast nichts mehr sah außer schemenhaft die am Boden oder auf den Matratzen liegenden Körper, deren Gesichter im roten Licht leichenblass wirkten, obgleich sie Siebzehn- bis Vierundzwanzigjährigen gehörten.

Fast immer eröffnete das *Dies Irae* die abendliche Zusammenkunft, wenn es nicht das *De Profundis* war, und schließlich rief jemand aus dem Dunkel:

»Wenn Rembrandt in unsere Zeit zurückkehrte ...«

»Wer redet da von Rembrandt? Ich sage euch, die Malerei ist tot ...« Zwei Schritte von uns floss die Maas. Irgendwo mussten Leute ein normales Leben führen, während die Diskussion am Ende eines verwahrlosten Hinterhofs immer heftiger wurde, während wir einander kürzlich irgendwo aufgelesene Zitate griechischer oder römischer Philosophen an den Kopf warfen, bis wir schließlich beschlossen, Frieden zu machen und uns unter Tränen zu umarmen.

Unaufhörlich wurden neue Flaschen aus den letzten noch geöffneten Cafés geholt. Jeder Neuankömmling sah sich sofort von besorgten Gesichtern umringt.

»Wie viel hast du bei dir?«

»Sechs Franc ...«

»Gib sie her! Wir haben nichts mehr zu trinken.«

Es wurde viel geraucht. Die Luft wurde immer dicker. Irgendjemand schluchzte ohne Grund, keiner kümmerte sich darum; ein anderer, immer

derselbe, riss sich wie in einem Tobsuchtsanfall die Kleider vom Leib, hüllte sich in einen alten scharlachroten Schlafrock und schrie mit tragisch inspirierter Stimme:

»Was, glaubt ihr, würde Gottvater sagen, wenn er plötzlich hier erschiene und mich erblickte? Wohl an! Ich fordere Gottvater auf, den Mut zu haben, diese Tür aufzustoßen und sich zu zeigen ...«

Niemand lachte. Es war spät. Die Stadt schlief, und die gespannten Gesichter starrten auf diese Tür, die sich vielleicht öffnen würde.

»Gottvater, höre mich an! Glaube nicht, dass ich scherze! Ich meine es ernst! Erscheine mir! Ich bitte dich zum ersten Mal ... zum zweiten Mal ... zum dritten Mal ...« Und jemand murmelte erschauernd:

»Warum rufst du nicht den Teufel?«

»Welchen?«

Plötzlich ertönte ein Aufschrei. Der kleine K., der immer von allen die Gläser leer trank, wälzte sich auf dem Boden, zuckte, geiferte, röchelte, wand sich wie in einem epileptischen Anfall.

»Satan!«, brüllte eine Stimme. »Bist du es, der in unseren Freund K. gefahren ist, um uns deine Gegenwart zu bezeugen? Antworte, wenn du es bist ...«

Der Wein war zu teuer und brauchte zu lange, um die gewünschte Wirkung zu erzielen. Auch der Schnaps war uns bald nicht mehr rasch genug, und eines Abends brachte einer von uns, dessen Freundin Verkäuferin in einer Apotheke war, eine Flasche Äther mit.

Er brachte auch seine Freundin mit, die Charlotte hieß und auf einer der Matratzen zwischen den schlaffen Leibern Platz nahm.

»... eine Jungfrau mit eitrigem Nabel umfängen ...«

Derjenige, der ohne zu lachen dieses Begehren verkündete, war ein erfolgreicher zwanzigjähriger junger Maler, der auf seinen Ausstellungen alles verkaufte, was er nur wollte. Er war es auch, der um zwei Uhr früh Gottvater herausforderte, sich dann eine Stunde später auf die Knie warf und vor allen eine Beichte ablegen wollte, um sich für seinen Hochmut zu bestrafen.

Auch Deblauwe kam manchmal dazu, blieb aber immer nur ein paar Minuten, äußerte sich geringschätzig, warf einen neugierigen Blick auf Charlotte oder ein anderes Mädchen, das zufällig da war, und verschwand wieder.